

Olga Grjasnowa
Der Russe ist einer,
der Birken liebt

Roman

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Anna-Lena Scholz

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

ERSTER TEIL

I.

Ich wollte nicht, dass dieser Tag begann. Ich wollte liegen bleiben und weiterschlafen, aber durch die weit geöffneten Fenster drangen in unser Schlafzimmer das Lachen der Gemüseverkäufer und das Rattern der Straßenbahn. Unsere Wohnung lag nicht weit entfernt vom Hauptbahnhof, was vor allem bedeutete, dass es in unserem Stadtteil ganze Straßenzüge gab, die man besser mied, mit Billigkaufhäusern und riesigen Pornokinos. Hier, zwischen einer chinesischen Wäscherei und einem alternativen Jugendzentrum, dessen Besucher regelmäßig in unserem Hauseingang urinierten, lebten wir. Unsere Wohnung war heruntergekommen und baufällig, aber sie war günstig. Jeden Morgen, gegen fünf, luden die Väter, Brüder und Cousins unter unseren Fenstern ihre Kleintransporter aus, knallten mit den Türen, bauten ihre Stände auf, tranken Tee, kochten Maiskolben und warteten, dass die Straße sich füllte und sie mit ihrem automatisierten Singsang ihr Obst anpreisen konnten. Ich bemühte mich, ihren Gesprächen zu folgen, doch meistens schnappte ich nur Fetzen auf oder schlief wieder ein.

Elias lag neben mir: unruhig, die Lippen leicht geöffnet, schnelle Bewegungen der Lider, unregelmäßiges Heben und Senken des Bauches. »Abgewichste Bullenschwuchtel, ich bring dich um!«, schrie unter unserem Balkon ein Betrunkener. Die Obstverkäufer lachten ihn aus und spuckten Sonnenblumenkerne auf die Straße.

Elias wurde wach, drehte sich zu mir und legte seinen Kopf auf meinen Bauch, ohne seine Augen geöffnet zu haben. Seine Hände folgten meinen. Wir blieben ineinander verhakt liegen, bis ein fremder Wecker hinter der Wand summt und meine Hand unter seinem Gewicht taub zu werden begann. Als ich sie nicht mehr spürte, stand ich auf und ging duschen.

Die Küche war überfüllt von gestern, auf dem Herd standen Töpfe und Pfannen mit verkrusteten Rändern, Teller und halbvolle Weingläser stapelten sich auf der Arbeitsfläche. Die Luft roch nach Abgasen

und klebte auf der Haut wie Sirup. Es sollte der heißeste Tag des Jahres werden.

Elias saß am Küchentisch, in der rechten Hand ein Esslöffel Müsli, Krümel auf dem Teller vor ihm und eine helle Brötchenhälfte unter dunkelroter Marmeladenhaube. Ich setzte mich ihm gegenüber, griff nach der Zeitung und betrachtete sein Gesicht, statt zu lesen. Er hatte hohe Wangenknochen, blaugraue Augen und dunkle Wimpern, die ein Stückchen zu kurz geraten waren. Elias war bübchenhübsch. Seine Schönheit ärgerte ihn, er würde den Leuten nicht als Person im Gedächtnis bleiben, sondern als jemand, der einem Schauspieler ähnelte, dessen Name einem gerade entfallen war. Doch es war nicht seine Schönheit, sondern seine intuitive Höflichkeit, die so wirkungsvoll war: bei ungeduldigen Verkäuferinnen, die plötzlich nicht mehr auf die Uhr sahen, kichernden Schulmädchen, Arzthelferinnen, Bibliothekarinnen und mir. Vor allem bei mir. Hochstaplerzüge, sagte meine Mutter. Doch sie liebte ihn gerade wegen dieser Züge und weil Elias aus irgendeinem Grund wusste, was sich in einer orientalischen Familie gehört.

Er goss sich Kaffee ins Müsli. Das Weiß löste sich im Braun auf, auf der Oberfläche schwammen Rosinen. Auf dem Küchentisch, unter der Zeitung, lag ein aufgeschlagenes Kochbuch, aus dem mich ein Fischkopf fragend anstarrte. Ich klappte das Buch zu.

»Du bist Vegetarier! Schon vergessen?«, sagte ich scherzend.

»Immerhin schau ich hin, bevor ich was in den Ofen schiebe«, antwortete er gereizt.

Er spielte auf den gestrigen Abend an: Ich hatte versucht, eine Quiche zu machen, weil ich das Wort *Quiche* für meinen Sprachgebrauch ausprobieren wollte. Als wäre ich eine französische Schauspielerin, die eine französische Hausfrau spielte, die ihren französischen Liebhaber erwartet, der als Invalide aus dem Krieg zurückkehrt, und die für ihn eine Quiche bäckt und nicht weiß, welches seiner Gliedmaßen er verloren hat. *Quiche* lag gut auf meiner Zunge, und ich mochte ihr grammatikalisches Geschlecht. Ich hatte tiefgefrorenen Mürbeteig gekauft, der sich später als ein süßer Mürbeteig entlarvt hatte, und die Quiche war ungenießbar. In Frankreich war dieser Teig weder süß noch salzig. Elias hat meine Quiche trotzdem gegessen, obwohl ich nicht auf dieser Höflichkeit bestanden hatte, aber er litt noch immer unter seiner

Erziehung. Jedes Mal, wenn er einen Bissen genommen hatte, spülte er ihn sofort mit Wasser hinunter.

»Hast du meine Knieschoner gesehen?«, fragte Elias, während ich den Kühlschrank auf der Suche nach der Quiche durchwühlte.

»Hast du das Abendessen gesehen?«, fragte ich.

»Ich hab's eingefroren.«

»Was?«

»Ich dachte nicht, dass du es noch essen würdest.«

»Dass du auch immer den mitfühlenden Deutschen geben musst«, sagte ich, woraufhin Elias grinste, mir die Milch und das Müsli zuschob und für mich eine Schüssel aus dem Regal holte. Ich setzte mich hin und ordnete meine Lernsachen – Notizblöcke, Vokabellisten, Karteikarten und Wörterbücher, die ich von A bis Z auswendig lernte – auf einen Stapel. Als Elias wieder am Tisch war, küsste er sanft meinen Haaransatz und wiederholte: »Hast du meine Knieschoner gesehen?«

»Ich hab's dir doch schon gesagt.«

»Aber du verlegst immer alles.«

»Keine Ahnung, wo die stecken«, sagte ich.

Er räumte das Geschirr vorsichtig in die Spüle und passte auf, dass die Teller sich nicht berührten.

»Seit wann spielst du eigentlich Fußball? Und mit wem?«, fragte ich.

»Ich habe schon früher gespielt.«

»Du wirst dir bestimmt irgendwas brechen.«

»Brauche ich einen Migrationshintergrund, um Fußball zu spielen?«, fragte er und schaute mir direkt in die Augen.

»Benutzt du wieder dieses Wort?« Ich versuchte möglichst ironisch zu klingen, aber es gelang mir nicht. Immer wenn ich dieses Wort las oder hörte, spürte ich, wie mir die Gallenflüssigkeit hochkam. Schlimmer wurde es lediglich beim Adjektiv *postmigrantisch*. Vor allem hasste ich die damit zusammenhängenden Diskussionen, nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch zwischen mir und Elias. In diesen Gesprächen wurde nie etwas Neues gesagt, aber der Ton war belehrend und vehement. Einer von uns provozierte Widerspruch, dann verstrickten wir uns beide in Behauptungen und Zurechtweisungen. Elias warf mir Verschlossenheit und ich ihm Eindringlichkeit vor, an diesem Punkt ging er meist vom Allgemeinen auf das Spezifische über.

Elias sah beleidigt aus, also ging ich auf ihn zu, er legte seine Hände an meine Hüften. An seinem Kinn hing ein einzelnes dunkelblondes Haar. Ich nahm es weg. Er legte seinen Kopf auf meine Schulter, ich küsste seinen Hals, schob mein rechtes Knie zwischen seine Beine und knöpfte mein Sommerkleid ein wenig auf, aber Elias schüttelte den Kopf und flüsterte in mein Ohr: »Ich bin spät dran.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf die Arbeitsfläche, Elias sah mich vorwurfsvoll an und sagte: »War nicht so gemeint.«

»Meine Oma sagte, man muss immer einen frischen Schlüpfer dabei haben.«

»Wieso?«

»Falls was passiert.«

»Du spinnst. Ich muss jetzt los.«

Als Elias ging, begleitete ich ihn bis zum Treppenabsatz und beobachtete, wie er die Treppen hinunterrannte. Oft nahm er zwei Stufen auf einmal, manchmal auch drei. Er ging nie, er lief und sprang. Ich setzte mir einen Kaffee auf und fing an zu lernen.

II.

Am Informationsschalter saß eine Krankenschwester, die trotz der Hitze einen langen Pullover trug. Ihre Blässe exponierte ihr flammenfarbened Haar, das im Nacken streng zu einem Dutt zusammengebunden war. Sie lächelte süßsauer und meinte, ich solle mir keine unnötigen Sorgen machen und von weiteren Nachfragen absehen. Ich war den ganzen Weg zum Krankenhaus gerannt, so dass ich nun schweißgebadet und mit rotem Kopf vor ihr stand und keine Luft bekam. Elias wurde operiert.

Ich setzte mich in den Warteraum. Im Hintergrund lief das Radio. Ich übersetzte die Nachrichten simultan ins Englische, die Werbung ins Französische. In Kabul hatte es eine Explosion gegeben, in Gaza fielen Schüsse und in Portugal brannten die Wälder. Die Kanzlerin machte Staatsbesuch. Ich blätterte in einer veralteten *Vogue* und erwartete die Mode. Handtaschen. Schmuck. Lidschatten. Was auch immer. Ich las über die Trends des letzten November, Pelze und florale Muster. Dann riss ich die erste Seite aus, faltete sie zusammen und steckte sie in meine Tasche. Ich riss die Seite drei aus, faltete sie zusammen und steckte sie in meine Tasche. Auch Seite fünf riss ich aus, faltete sie zusammen und steckte sie in meine Tasche. Für Seite hundertsieben gab es keinen Platz mehr in meiner Tasche.

Ein Arzt kam lächelnd auf mich zu. Er war groß und hatte ein breites Kreuz, seine Haare waren akkurat nach hinten gekämmt. Zur Begrüßung legte er meine Hand in seine, wobei er sie einen Augenblick zu lange festhielt. Seine Augen waren braun und wach. Der Geruch von Desinfektionsmittel, Fäulnis und alten Menschen schlug mir entgegen. Ich schnappte nach Luft. Der Arzt wiederum legte seine Hand auf meinen Arm, die Aufdringlichkeit dieser Geste erstaunte mich. Er sagte etwas, doch ich verstand ihn nicht und musste nachfragen.

»Sprechen Sie Deutsch?«, fragte er langsam und überdeutlich artikuliert.

»Natürlich«, antwortete ich.

»Ich bin Weiß. Assistenzarzt Weiß. Sind Sie eine Familienangehörige von Elias Angermann?«

»Ich bin seine Freundin.«

»Dann darf ich eigentlich nicht mit Ihnen reden.«

»Das wird doch wohl kein Problem sein.«

Er überlegte eine Weile lang, wobei die Entscheidung ihm sehr schwer zu fallen schien. Schließlich nickte er und sagte: »Nun gut. Wie heißen Sie denn?«

»Maria Kogan.«

Er betrachtete mich von unten bis oben. »Ihr Nachname ist ein wenig kompliziert, darf ich Sie Maria nennen?«

»Nein.«

Er zuckte mit den Schultern und erklärte mir im Crescendo, dass bei Elias ein Fermurnagel eingesetzt worden ist, ein intramedulläres Schieneningplantat, dass sie Metallplatten am Oberschenkelknochen angebracht haben und Elias viel Blut verloren hat. Auf seinem Arztkittel waren Blutspritzer zu sehen, und ich fragte mich, ob es Elias' Blut war oder das des Patienten davor. Ich nickte und zog die Tür des Aufwachzimmers an mich heran. Die Heilung sei langwierig, halte es hinter mir nach.

Das Zimmer war leer, bis auf ein Bett, das umzäunt war von Monitoren, Schläuchen und einem einzigen Stuhl. Die Gardinen waren zugezogen, ich öffnete sie einen Spaltbreit, und auf den Boden fiel ein langer Lichtstreifen. Ich legte meine Hand auf das Gitter seines Bettes. Sein Gesicht war fahl, als ob kein Tropfen Blut mehr in seinem Körper war. Auf den Lippen hatte sich eine dünne weiße Kruste gebildet. Er murmelte meinen Namen und sah an mir vorbei. Aus seinem Oberschenkel ragte ein Drainageschlauch heraus.

Ich beugte mich herunter, der Geruch von kaltem Schweiß stieg mir in die Nase. Ich küsste seine Stirn, streichelte über sein Haar. Er stöhnte. Ich streckte meine Hand nach seiner aus, doch dann sah ich den Infusionszugang in seinem Handrücken, zögerte und zog meine Hand zurück.

»Es geht mir nicht gut«, sagte Elias so leise, dass es unmöglich mir gelten konnte, und mir fiel plötzlich ein, wie er vor langem festgestellt hatte, es gäbe nur zwei Schulen, die Alte und die Frankfurter.

DIE ZEIT

Nachwort zu Olga Grjasnowas
Der Russe ist einer, der Birken liebt

Von Anna-Lena Scholz

Heimat im Transit

Mascha Kogan ist eine Figur im Transit. Immer in Bewegung, Grenzen überschreitend, getrieben. Sie bewegt sich auf Menschen zu und stößt sich wieder von ihnen ab. Sie liebt Männer und Frauen. Sie pendelt zwischen Identitäten, Sprachen und Ländern: Deutsch, Arabisch, Russisch, Französisch. Aserbaidschan, Deutschland, Israel. Atemlos folgt man dieser jungen Frau, die auf der Reise ist und doch festzustecken scheint. Als sei da ein Widerhaken in ihrer Geschichte, an dem sie immer wieder hängen bleibt und der ihr Wunden reißt, sie zwingt, sich zu erinnern. Nur an was? Erst am Ende des Romans, kurz bevor Maschas Geschichte abbricht, erfahren wir im Rückblick von einer Szene aus ihrer Kindheit. Sie spielt in ihrer Heimatstadt Baku in Aserbaidschan, im Januar 1990, in den Tagen des Pogroms gegen die Armenier. Ein Soldat klopft an die Tür, ihre Wohnung wird durchsucht. Und Maschas jüdische Großmutter, die den Holocaust überlebt hat, sinkt auf den Fußboden: »*Alles wiederholt sich*, murmelte sie. *Alles wiederholt sich. Alles wiederholt sich.*«

Olga Grjasnowas Roman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* eröffnet einen Raum. Weit spannt die Autorin ihn auf, von Bergkarabach über Frankfurt am Main bis nach Tel Aviv. Den Rahmen bilden zwei Pogrome – der Holocaust und jenes an der armenischen Bevölkerung. Mascha Kogan durchschreitet diesen Raum, stößt sich an seinen Grenzen. Und auch Deutschland selbst wird hier zum Protagonisten, tritt Anfang des 21. Jahrhunderts in einer neuen Rolle auf: als Einwanderungsnation und Schauplatz globaler Migration. Aber es ist kein affirmatives Bild, das Grjasnowa von diesem Land zeichnet. Ihr Roman erzählt von den Verunsicherungen, die das Durchlässigwerden nationaler, sprachlicher und geschlechtlicher Identitäten auslöst. Nur scheinbar widersprechen die beiden leitenden Motive einander, die Sprachlosigkeit und die Mehrsprachigkeit – tatsächlich gehören sie zusammen. Fehlen Worte in der einen, finden sie sich vielleicht in einer anderen Sprache. Wie Verständigung scheitert und wo sie gelingt, das ist die Frage dieses Textes und seiner Figuren.

Düster ragt die Familiengeschichte der Protagonistin hinter ihrem eigentlich konventionellen Lebensentwurf auf. Junge Studentin lebt in